

(Nachdruck verboten.)

52]

## Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig.

Gegen elf Uhr glaubte Lucas auf der Straße leichte Schritte zu hören. Dann drang ein leiser, kaum hörbarer Ruf zu ihm, der ihn erbeben machte. Rasch öffnete er das Fenster, und zwischen den Brettern der Jalousien hinaus blickend, sah er eine zarte, schattenhafte Gestalt, und eine leise Stimme rief:

„Herr Lucas, ich bin es, ich muß gleich mit Ihnen sprechen.“

Es war Josine. Ohne einen Augenblick zu zögern, eilte er hinab und öffnete die kleine Thür, die auf die Straße führte. Er geleitete sie hinauf und führte sie an der Hand in sein Zimmer, das heute so streng verschlossen geblieben war, und wo eine Lampe friedliches Licht verbreitete. Dann sah er sie an und erschrak heftig, denn ihr Kleid war zerrissen, und ihr Gesicht zeigte die Spuren von Schlägen.

„Mein Gott, Josine, was haben Sie? Was ist geschehen?“

Sie meinte, ihr aufgelöstes Haar fiel auf den zarten Hals, dessen Weiße aus dem abgerissenen Kragen hervorsah.

„Herr Lucas, ich muß Ihnen sagen . . . nicht, weil er mich wieder geschlagen hat . . . aber er hat Drohungen ausgestoßen . . . und ich wollte es Ihnen noch heute sagen . . .“

Und sie erzählte, daß Nagu, als er gehört hatte, was in der Rue de Brias vorgegangen war und wie die Leute den Chef beschimpft hatten, in die Weinschänke Cassiaux' gegangen war und Bourron und andre Kameraden zum Mitgehen verleitet hatte. Eben erst war er betrunken heimgekehrt, hatte geschrien, daß er genug habe von der Mandelmilch in der Crêcherie, und daß er keinen Tag länger in dieser Bude bleibe, wo man sich zum Sterben langweile und nicht einmal das Recht habe, einmal ein Glas zu viel zu trinken. Dann, nachdem er sich in schmutzigen und gemeinen Redensarten ergangen hatte, wollte er sie zwingen, sofort einzupacken, um gleich morgen früh fortgehen und in die Hölle zurückkehren zu können, die alle Arbeiter aufnahm, welche die Crêcherie verließen. Und da sie ihm nicht gleich den Willen thun wollte, hatte er sie geschlagen und hinausgeworfen.

„An mir liegt gar nichts, Herr Lucas. Aber Sie, Du gültiger Gott, Sie beschimpft man, Ihnen will man so viel Böses zufügen! Nagu geht sicher morgen früh, er wird sich durch nichts abhalten lassen, und er wird Bourron mitführen und noch fünf oder sechs andre, die er nicht genannt hat. Ach, Gott, ich muß ja mit ihm gehen, und das alles thut mir so schrecklich weh, daß ich nicht anders konnte, ich mußte herkommen und Ihnen gleich alles sagen, denn vielleicht sehe ich Sie gar nicht mehr wieder!“

Er stand vor ihr und sah sie an und eine neue Flut von Bitterkeit ergoß sich über sein Herz. War das Unglück also größer, als er geglaubt hatte? Nun verließen ihn auch die Arbeiter, kehrten zu ihrem harten und schmutzigen Elend zurück, empfanden Heimweh nach dem Sklavenleben, dem er sie mit so viel Anstrengung zu entreißen strebte! In vier Jahren hatte er weder in ihr Verständnis noch in ihre Zuneigung eindringen können. Und das schlimmste war, daß auch Josine nicht glücklich war, daß sie wieder zu ihm kam wie am ersten Tage, beschimpft, geschlagen, auf die Straße geworfen. Nichts war also noch geblieben, es blieb noch immer alles zu thun übrig, denn war Josine nicht das leidende Volk? Er hatte erst an dem Abend das gebieterische Bedürfnis nach thätigem Eingreifen gefühlt, wo er sie so verlassen, so gepeinigt gefunden hatte, ein Opfer der verwünschten, wie ein Sklavendienst aufgezwingenen Arbeit. Sie war das demütigste, das armseligste der Geschöpfe, der tiefsten Erniedrigung nahe, und sie war zugleich die Schönste, die Sanfteste, die Heiligste. So lange das Weib duldete und litt, war die Welt nicht erlöst.

„O Josine, Josine, wie betrübt bin ich, und wie leid ist mir um Sie!“ sagte er mit einer Stimme voll Bärtlichkeit, während auch er die Thränen nicht zurückhalten konnte.

Aber ihn weinen zu sehen, steigerte noch unendlich ihre Pein. Er sollte weinen, er sollte Kummer leiden, er, der ihr

Gott war, den sie anbetete wie eine höhere Macht, um der Rettung willen, die er ihr gebracht, um der Freude, mit der er ihr Leben verschönt hatte! Der Gedanke an die Schmach, die er heute hatte erdulden müssen, an den schrecklichen Leidensweg durch die Rue de Brias, verdoppelte noch die Blut ihrer Anbetung, erweckte das heiße Verlangen in ihr, seine Wunden zu verbinden, sich ganz hinzugeben, wenn ihm das einen Augenblick der Linderung verschaffen konnte. Was thun, damit er weniger leide? Was erdenken, um den Schimpf von seinem Antlitz zu waschen, um zu bewirken, daß er sich geehrt, bewundert, geliebt fühle? Sie neigte sich vor mit ausbreiteten Armen, mit vor Liebe verzücktem Gesicht.

„O, Herr Lucas, wie zerreißt es mir das Herz, Sie unglücklich zu sehen, und wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Leiden nur ein wenig lindern könnte!“

Sie waren einander so nahe, daß jedes den Atem des andren im Gesicht spürte. Und ihr gegenseitiges Mitleid erfüllte sie mit heiß aufwallender Bärtlichkeit, die nicht wußte, was sie beginnen sollte. Wie sie litt! Wie er litt! Er dachte nur an sie und sie nur an ihn, jedes empfand nur das leidenschaftliche Begehren, dem andern Linderung und Glück zu bringen.

„Ich bin nicht zu beklagen, Josine. Aber Sie, Ihr Leiden ist ein Verbrechen, und Sie will ich erretten.“

„Nein, nein, Herr Lucas, an mir liegt nichts, aber Sie sollen keinen Kummer haben, denn Sie sind unser aller guter Gott!“

Da sank sie in seine Arme, und er schloß sie stürmisch an seine Brust. Die unvermeidliche Notwendigkeit vollzog sich, zwei Flammen vereinigten sich, lohten zusammen, um nur mehr ein einziger Herd der Güte und Stärke zu sein. Ihr Schicksal erfüllte sich, sie gaben sich einander in dem gleichzeitigen Verlangen, Leben und Glück zu schaffen. Alles hatte sie auf diesen Augenblick hingeführt, sie übersahen mit einem Blick den ganzen Weg, den ihre Liebe zurückgelegt hatte, seitdem sie an jenem Abend in ihren Herzen entstanden und dann allmählich gewachsen war. Nun fanden sich ihre Lippen endlich in dem so lange erwarteten Kuß. Kein Vorwurf konnte ihnen antommen, sie liebten sich so selbstverständlich wie sie lebten, um gesund und stark und fruchtbar zu sein.

Als Lucas so in seinem stillen Zimmer Josine lange in den Armen hielt, fühlte er, daß ihm eine große Stärkung zu teil geworden. Nur die Liebe konnte die Eintracht in der Stadt der Zukunft schaffen. Sie war seine innige Vereinigung mit dem Volke der Enterbten, diese liebevolle Josine, die nun ganz sein geworden war. Der Bund war besiegelt, der Apostel in ihm konnte nicht unfruchtbar bleiben, und er bedurfte eines Weibes, um die Menschheit zu erlösen. Und welchen Trost, welche Erhebung brachte sie ihm, die arme beschmutzte und geschlagene Arbeiterin, die er dem Verhungern nahe gefunden hatte, und die nun, in dieser Stunde, an seiner Brust ein Weib voll Goldseligkeit und glühender Hingebung war! Sie hatte die tiefste Herabwürdigung erfahren, und sie sollte ihm helfen, eine neue glänzende und glückliche Welt zu schaffen. Ihrer, ihrer allein hatte er bedurft, um seine Mission zu vollenden, denn an dem Tage, da er das Weib gerettet hatte, war die Welt errettet.

„Gieb mir Deine Hand, Josine, Deine arme verletzte Hand.“ sagte er zärtlich.

Sie gab ihm ihre Hand, die, an welcher der Zeigefinger fehlte, der von einer Maschine weggerissen worden war.

„Sie ist sehr häßlich,“ sagte sie leise.

„Häßlich? O nein, Josine, sie ist mir so teuer, daß ich von Deiner ganzen geliebten Person sie mit der innigsten Bärtlichkeit küsse.“

Er drückte seine Lippen auf die Narbe, er bedeckte die kleine verstümmelte Hand mit Küffen.

„O Lucas, wie liebst Du mich und wie liebe ich Dich!“

Es war der Ausruf der Liebe, des Glücks und der Hoffnung, der aus ihrer Seele brach und sie beide in einer neuen Umarmung vereinigte. Von draußen kamen über dem in schweren Schlaf liegenden Beauclair die Schläge der Hämmer herein, der Schall von Eisen auf Eisen aus der Crêcherie und aus der Hölle, wo die nächtliche Arbeit sich mühte. Noch war der Krieg nicht beendet, der schreckliche Kampf zwischen

dem Gestern und dem Morgen flammte mit verdoppelter Helligkeit. Aber mitten in den qualvollsten Stunden war eine Stunde schönsten Glücks erblickt; und welche Leiden auch noch bevorstehen mochten, der unsterbliche Same der Liebe war ausgestreut, aus dem die Ernte der Zukunft aufgehen sollte.

III.

Von da ab rief Lucas bei jedem neuen Unglück, das die Grächerie betraf, wenn die Menschen ihm nicht folgen wollten, wenn sie ihn in der Gründung seiner Arbeitsstadt hemmten, immer wieder:

„Sie lieben ja nicht! Wenn sie lieben würden, wäre Fruchtbarkeit überall, alles würde siegreich sprießen unter der warmen Sonne!“

Sein Werk war an der qualvollen und entscheidenden Stunde der Reaktion, des Schrittes nach rückwärts angelangt. Bei jedem Vorwärtsbringen kommt diese Stunde der schweren Hindernisse, des erzwungenen Aufenthalts. Man kann nicht mehr weiter, man muß sogar zurück, das schon Eroberte scheint einem zu entschlüpfen, es dünkt einem, daß man nie das Ziel erreichen wird. Das ist aber auch die Stunde, wo der Held sich als Held zeigt, in der Festigkeit der Seele, in der unerschütterlichen Zuversicht auf den endlichen Sieg.

Am nächsten Morgen versuchte Lucas Nagu zurückzuhalten, der ihm ankündigte, daß er aus der Association austrete und die Grächerie verlasse, um nach der Hölle zurückzulehren. Aber Lucas traf bei dem Manne nur auf bösen Willen, auf hämischen Spott und Schadenfreude an dem tödlichen Streich, den der Abfall der Arbeiter der Fabrik versetzen konnte. Und tiefer noch wurzelte bei jenem das Heuweb nach der Sklavenarbeit, nach der alten Pfütze und dem alten Glend, nach der ganzen schrecklichen Vergangenheit, die ihm im Blute geblieben war. Inmitten der warmen Helligkeit und heiteren Sauberkeit seines von Grün umgebenen Häuschens sehnte sich Nagu nach den engen, übertriebenden Gassen Alt-Beauclairs, nach den schimmlichen Hütten, in denen das Fieber hauste. Er vermied den Fuzeldunst der Schenke von Caffaux, wenn er eine Stunde in dem großen, hellen Erholungsraum des Gemeinshauses verbrachte, wo der Alkohol verboten war. Die glatte Ordnung der Genossenschaftsmagazine widerstrebte ihm nicht minder, erweckte das Gelüste in ihm, sein Geld nach seiner Laune bei den Kaufleuten in der Rue de Vrias ausgeben zu können, die er selbst als Räuber bezeichnete, aber mit denen sich zu zanken ihn Freude machte. Und je mehr ihm Lucas zuredete und ihm die Unerblichkeit seines Austritts darlegte, desto verstockter wurde Nagu, unter dem Gedanken, daß, wenn man solchen Wert darauf legte, ihn dazubehalten, er wohl durch sein Fortgehen empfindlichen Schaden verursachen müsse.

„Nein, nein, Herr Lucas, die Sache ist nicht wieder ins Gleiche zu bringen. Mag ja sein, daß ich eine Dummheit mache, aber mir kommt es nicht so vor. Sie haben uns goldene Berge versprochen, wir sollten alle reiche Leute werden, und nun stellt sich heraus, daß wir nicht mehr verdienen wie anderswo und obendrein allerlei Unannehmlichkeiten haben, wie ich wenigstens finde.“

Das war richtig, die auf die Arbeiter entfallenden Gewinnanteile hatten bis jetzt die Arbeitslöhne der Hölle nicht wesentlich überstiegen.

„Wir leben,“ verzetzte Lucas mit Wärme. „Ist das nicht genug, wenn die Zukunft gesichert ist? Wenn ich Opfer von Euch verlange, so geschieht das nur in der Ueberzeugung, daß das schließliche Ergebnis das Glück aller sein wird. Aber es bedarf der Geduld und des Mutes, es bedarf des Vertrauens in das Unternehmen und nicht minder der fleißigen Arbeit.“

(Fortsetzung folgt.)

**Sonntagsplauderei.**

Der alte Herr v. Leveyow ging ruhelos in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Ein ganz verwünschter Einfall, dem Bismard ein Denkmal vor dem Reichstag zu setzen, und noch schlimmer, daß er die Weiserebe halten sollte! Was hat Bismard in der Nähe des Reichstags zu suchen? Die verehrliche Volksvertretung war ihm alle Zeit sonst was! Das Wahlrecht, auf dem er beruht, war der einzige Fehler, den der Heros begangen, allerdings ein sehr großer. Schon zu seinen Lebzeiten wollte Otto der Gröbte nicht allzu gern in dieser besseren Volksversammlung. Und heute gar! Die rote Rote kommandiert in dem hohen Hause, treibt Obstruktion, schüchtert die Regierung und die Parteien ein, verleitet die Mehrheit

zur Weigerung des Glückwunsches zum 80. Geburtstag des Kanzlers und ruiniert einem die schönste Brautweinspende. Und präsiert wird die Gesellschaft von einem Manne, der dem Unsterblichen, dem reißig Nagenden einst „Psui!“ entgegengerufen hatte.

Am Wilhelmens-Denkmal beim Schlosse war Platz für einen ganzen zoologischen Garten von wirklichen und Fabeltieren — Bismard mußte Raumangels wegen fortbleiben. Er hat dem Wilhelm aufs Pferd geholfen, nun reitet er allein, und statt des Helfers leitet den Gaul irgend ein Vegas'sches Femininum. Schließlich wäre es immer noch angemessener, ein Bismard-Denkmal auf dem Stettiner Bahnhof zu errichten, als vor dem Reichstag. Denn dort in der Bahnhofshalle geschah die letzte Kulturfeier der wirklich Getreuen. Wenn der gestürzte Kanzler von Barzin nach Friedrichsruh reiste, dann huschte er auf dem Stettiner Bahnhof an Berlin vorüber, und es war da der Diederich Hahn — Herr v. Leveyow senkte — mit einem Duzend deutscher Studenten, und sie schrien so lange Hoch, bis Bismard, halb verschlafen, am Fenster seines Salonwagens erschien und sich ein wenig über die Demonstranten und noch mehr über die Schugleute freute, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgebeten waren. Wahrlich, der Stettiner Bahnhof wäre die klassische Berliner Gedenkstätte an Bismards Ruhm und Sippe.

Indessen die Wahl des unglückseligen Plages vor dem Reichstag geht mich schließlich nichts an — fuhr Herr v. Leveyow in seinem unruhigen Selbstgespräch fort — aber was soll ich denn in meiner Rede sagen? Die 1000 Schullinder, die bei dem Fest singen sollen, dürfen ja nur die Himmel des Ewigen Ehre rühmen lassen, und sie müssen die eigens gedichtete Feststrophe verschweigen, die da lautet:

Hör' es unter Deinen Eichen  
In dem stillen Sachsenwald,  
Bismard, Deinem Ruhmeszeichen  
Zauchend unser Gruß erkalt!  
Tausendstimmig sei umwoben,  
Bismard, eiserner Feld:  
Deutsche fürchten Gott nur droben  
Und sonst nichts auf dieser Welt!  
Heil dem Kaiser, groß und hehr!  
Heil dem Reich vom Fels zum Meer.

Wenn das nicht mal gestattet ist, wie soll ich 'ne Rede auf Bismard schwingen? Ich muß ihn doch loben, ich kann doch nicht den „Vorwärts“ vorlesen. Jedoch die politische Situation erfordert es gebieterisch, daß ich seine Thaten nicht rühne. Gott helfe mir, daß ich das Kunststück fertig bringe! Und zu alledem hat mir noch Diederich Hahn ausgegeben, unbedingt einen Passus für die Getreidezollerhöhung hineinzubringen. Sonst wollen uns die Bündler die Freundschaft endgültig aussagen. Das ist zu viel auf einmal für einen schwachen Sterblichen!

Herr v. Leveyow hatte bereits einen Ballen Papier mit Entwurf seiner Festrede vollgeschrieben. Keiner war möglich. Sie alle entsprachen nicht den Ansprüchen der schwierigen Zeitlage. Endlich aber nahm er sich zusammen, und mit kühnem Entschluß schrieb er schnell den folgenden Text nieder:

**„Hochverehrliche Festversammlung!“**

Eines demütigen Helden altgermanischer Treue und opferwilliger Bescheidenheit Denkmal weihen wir an dieser Stätte. Das Kaiser Wilhelm der Große aus der Tiefe seines Geistes und dem Stahlquell seines Charakters ahnungsvoll für Deutschlands Heil geschaut und beschloffen, das fürchte Otto Bismard, der der Künstler hier im Wilde groß und hehr aufserstehen ließ, gewissenhaft aus. Freilich, der unbestochene Forscher, der nur die Wahrheit sucht, wird gesehen müssen: daß der treue Diener seines Herrn nicht alles so vollkommen gestaltete, wie es Wilhelm der Große in seinem Genius geplant, mit manchem Fehler und mancher Irrung behaftete er die lähnen Entwürfe seines Fürsten von Gottes Gnaden. Aber, als Mann der Pflicht, reich an Talent, Wissen und Energie, gelang es ihm doch, einigermaßen den Aufträgen seines Monarchen gerecht zu werden. Wilhelm der Große hatte drei siegreiche Kriege verfügt. Es gelang Bismard, die Aufgabe zu erfüllen. Wilhelm der Große befahl die Einheit Deutschlands — Bismard kam auch dieser Befehl nach, so gut er vermochte. Der Kaiser sah die Notwendigkeit ein, den Armen und Bedrückten die Fürsorge des christlichen Staats angedeihen zu lassen, Bismard arbeitete sofort die Socialreform aus. Und endlich, indem er sich auch jener gewaltigsten und glorreichsten Ausrückung des großen Kaisers fügte, widmete er sich dem Schutz der nationalen Arbeit. Ja, hochverehrliche Festversammlung, mit diesem Schutz der nationalen Arbeit beschäftigte er sich bis zu seiner letzten Stunde. Sie wissen es alle: Als Otto Bismard merkte, daß er alt geworden, daß er nicht mehr gewachsen war dem stürmischen Drang unverbrauchter Jugendkraft — da ging er still von dannen, nur um eines bedürftig, auch aus der Ferne noch dem Hohenzollernhause treue Dienste zu erweisen. Er hat mir gegenüber oft seine Nachfolger berebten Munds gepriesen, den tapferen und klugen Grafen Caprivi, den weisen Fürsten Hohenlohe. Niemand hat mit solcher Wucht die Handelsverträge von 1892 verteidigt wie Otto Bismard. Allerdings war er, das will ich nicht verschweigen, der Meinung, daß man im neuen Jahrhundert zu einer Erhöhung der Getreidezölle werde schreiten müssen, um den Ruin der Landwirtschaft zu vermeiden, Mit rührender Sorge

bis zum letzten Atemzuge saß er diesem Grundproblem des zwanzigsten Jahrhunderts nach und sein letztes Wort war: „Wacht Mark Zöll!“ Mit diesem Seufzer auf den Lippen verschied er.

Hochverehrliche Festversammlung! Unser großer Dichter hat schon gesagt: Nur in der Beschränkung zeigt sich der Meister. Otto Bismarck war ein Meister, weil er sich darauf beschränkte, die Befehle seines Fürsten auszuführen. Das ist sein Ruhm, und darum wird ihm die Ewigkeit leicht werden. Im Schatten hat er allezeit gekämpft, im Schatten seines angestammten Fürstenhauses! Möge er uns allen ein Beispiel sein!

Herr v. Levegow atmete erleichtert auf. Mit wachsender Befriedigung las er das Schriftstück noch einmal durch. Und er fand, daß es gut war. Dann ging er lächelnd zu Bett.

Am nächsten Vormittag schritt er frohgemut, den glücklichen Text in der Tasche, zum Festplatz. Die Regend glänzte und gleißelte von strahlenden Uniformen. Selbst vereinzelte Reichstags-Abgeordnete waren zugelassen. Die Kinder sangen rührend schön. Und nun stellte sich Herr v. Levegow in Positur: „Hochverehrliche Festversammlung — — — In diesem Augenblick fiel ein Wind über das Denkmal her, riss die verhüllende Leinwand, also, daß die rechte Hand der Figur Bismarcks sichtbar hervortrat. Der Redner schaute unwillkürlich auf die entblößte Stelle, starrte, blickte schärfer hin und wurde leichenblau. Kein Wort entrang sich seiner Kehle. Auch die Festversammlung war inzwischen aufmerksam geworden. Verflörtheit malte sich auf allen Gesichtern und lähmendes Entsetzen fesselte die Glieder. Jeden Augenblick glaubte man eine Katastrophe zu erleben — die schwälenenden Schwefeldämpfe des Weltuntergangs senkten die Lungen. . . .

Kein Zweifel, der Bildhauer, der das Denkmal geschaffen, mußte in letzter Stunde wahnsinnig geworden sein. Oder war es ein ruckloser socialdemokratischer Arbeiter gewesen, der seine Beteiligung an der Ausführung des Werks mißbrauchte, um das Verbrechen zu verüben? Oder hatte die bismarckfeindliche Mehrheit des Reichstags gar heimlich den Auftrag gegeben, um die feierliche Veranstaltung durch den fremden und menschlichen Ueberfall zu stören? Auf jeden Fall, keine teuflische Bosheit hat jemals Niederträchtigeres erstunnen können. Denn die rechte Hand Bismarcks hielt ein aufgeschlagenes Buch, das Titelblatt dem Beschauerweisend, und auf dem Titelblatt war mit brennendem roten Gold, das weit hin loderte, das Folgende eingezeichnet:

**GEDANKEN UND ERINNERUNGEN  
DRITTER BAND!**

Und plötzlich kletterte der schredliche Diederich Hahn auf die Rednertribüne und schrie: „Jetzt will ich Ihnen aber auch sagen, was in dem Band steht. Ich wähle das vierte Kapitel als Text meiner Festpredigt.“ Aus dem Hintergrunde erklang ein scharfes Bravo! Herbert Bismarck war der Auser. Da hielt es den Herrn v. Levegow nicht länger, er machte sich los aus seiner Erstarrung, stürzte auf Diederich Hahn, der eben zu lesen begann, und würgte ihn an der Kehle. . . .

„Excellenz müssen aufstehen“ — der Diener weckte den Herrn v. Levegow, der sich anfangs nicht recht in das Wachen finden konnte. „Excellenz haben geruht, schwer zu träumen?“ fragte der Diener lächelnd. „Ja, Karl, ein wenig. Aber bringen Sie mir doch einmal schnell die „Woche“. Karl schleppte das Heft herbei. Herr v. Levegow blätterte hastig, bis er die Abbildung des neuen Bismarck-Denkmal fand. Die prüfte er lange und andächtig. Selbst eine Lupe zog er zur Hilfe heran. Mit einer glücklichen Befreiung Miene legte er das Blatt aus der Hand, anfahend: „Er hat wirklich das Buch nicht in der Hand!“ —  
Joe.

### Kleines Feuilleton.

**th. Unnütze Fragerei.** Mit lachenden Augen sprang Else durch das hohe Niedgras, ihr ganzes Gesicht Jubel und Leben. Wie wundervoll — wundervoll! Die Wehren gingen im Winde auf und nieder, das ganze Feld ein grünes wogendes Meer; dazu saugen die Lerchen, und der Rain stand voller Blumen, weiße Kamillen, blaue Glocken, rote Nelken blühten mit hundert andern wild durch einander, leuchtend und duftend im Glanz der Junisonne. Sie blickte sich von neuem und pflichtete noch mehr davon, immer mehr. Der Strauß war zwar schon ziemlich groß, das that aber nichts, es war so köstlich, dieses Blumenpflücken, und außerdem hatte Tante gesagt, die Feldblumen wären ihr die allerliebsten.

Aber dann hielt sie plötzlich doch inne, richtete sich auf und sah den beiden Herren nach. Die waren schon ein gutes Stück voran, drüben an der Waldecke standen sie und spähten nach ihr aus. Sie begann zu laufen, daß ihre blonden Zöpfe flogen. Ganz atemlos kam sie am Ende des Wegs an. Der Vater schalt schon von weitem; „Nicht so rennen, Du bekommst ja Stiche.“

„Thut ja nichts!“ Sie schüttelte den Kopf und schob den Arm lachend unter den des Onkels. Der fuhr ihr schmunzelnd durch das krause Sitzenhaar: „Na Wildfang? Schön hier, was?“

„Ja, Onkelchen, herrlich!“  
„Und solchen großen Buschen hat das Kind, kriege ich den?“  
„Nee, Tante!“

Zu dreien gingen sie weiter. Die beiden Herren nahmen ihre Gespräch wieder auf. Der Gutsbesitzer stöhnte: „Ja, der Schwager hatte klug reden, und wenn die Felder auch noch so gut standen, ein elendes Ding blieb es doch um die Landwirtschaft. Gerade, daß man zu leben hatte und das noch kaum, und nun können diese elenden Kerls da im Reichstag noch nicht einmal die Zölle durchbringen. Mögen die sich die Schuld zuschreiben, wenn es mit der Landwirtschaft immer mehr vergab geht, es ist schon jetzt das reine Hungerleben. Er fluchte zwischen den Zähnen.“

„Trinken wir heut' abend Erdbeerbowle?“ fragte Else. Sie verstand nichts von Kornzöllen und langweilte sich.

„Ledermantel!“, lachte der Vater; der Onkel zog sie am Zopfe; „Wenn sie was von Hunger hört, kriegt sie welchen. Ja, wir trinken Erdbeerbowle, und Tante hat junge Hühner schlachten lassen, weil ein gewisses Fräulein die so gern ißt.“

„Eiwech!“ Else warf den Strauß in die Höhe und fing ihn auf, dann jauchzte sie auf: „Papa, guck mal, hier sieht man das Herrenhaus, ach und gerade mein Fenster, sieh mal das Fenster da rechts, dahinter werd' ich schlafen.“

„Bist Du schon oben gewesen?“ fragte der Onkel.

„Ja, Tante hat mir's Zimmer gezeigt. Au, Papa, und aus meinem Bett seh' ich gerade in den Rosengarten, und wenn man das Fenster aufklist, riecht man alles so nach Jasmin.“

„Da wirst Du rote Backen kriegen“, sagte der Gutsbesitzer. „Ja, Herrschaften, und dann trennen wir uns wohl? Ihr geht durch den Park auf die Terrasse, ich muß noch hier links um nach den Ställen.“

„Darf ich auch mit nach den Ställen?“ fragte Else.

„Das ist kein Aufenthalt für eine junge Dame.“

„Aber ich möchte doch.“ Sie legte die Hände auf des Onkels Schulter und hopppte auf und ab: „Onkelchen, ich möchte die Kühe sehen.“

„Aber so laß doch, wenn Onkel zu thun hat!“

Der Gutsbesitzer wehrte ab. „Nein, nein, zu thun nicht, nur mal nachsehen. Ihr könnt ja beide mitkommen, wenn es Euch Spaß macht.“

Sie gingen nach den Ställen, zuerst zu den Pferden und dann zu den Kühen. Else lief voran, sie stöberte überall umher. In jedem Winkel tauchte plötzlich ihr blaues Kleid auf: Sie kratzte die Kühe auf das weiche Fell und zog die Branne am Schwanz, dann lief sie den ganzen Stall entlang bis ans äußerste Ende und spähte in die letzte Bucht hinein, es stand aber keine Kuh darin. Mit glühenden Wangen fuhr sie zurück und lief wieder auf den Eingang zu, wo der Onkel und der Vater standen.

„Ach, Onkelchen, hab' ich mich erschrocken. Da hinten im Stall schläft ja was.“

„Was schläft?“ Der Gutsbesitzer fuhr auf, aber dann glitt ein Lachen über sein Gesicht. „Ach so, dahinter! Du bist wohl an Jochens Kammer geraten. Der Kuhknecht nämlich“ — er wandte sich an den Schwager — „er hat seine Kammer drüben im Stall. . . . Ja, dann gehen wir wohl nun endlich ins Haus.“

„Hunger hätte ich wenigstens“, lachte Elses Vater.

Sie schlugen den Weg nach dem Herrenhause ein, aber diesmal gingen die Männer voran, Else schlich nachdenklich hinterher. Erst als sie die Ställe hinter sich hatten, kam sie plötzlich auf den Onkel zu und packte ihn am Ärmel: „Du Onkelchen. . .“

„Was denn, Kind?“

„Schläft der Jocher wirklich da im Stall?“

„Ja, wo denn sonst?“ Er lachte belustigt.

„Aber Onkelchen, ist denn das nicht gräßlich?“

Sie wurde ordentlich eifrig. „Nun, denk mal, im Stall schlafen, in solcher Luft, und die schwarze Kuh sieht ihm gerade ins Bett, und die gräßlichen Fliegen und all der Schmutz und. . .“

„Und sonst noch was?“ Der Onkel lachte: „Kindchen, da kannst Du Dich beruhigen, das kennt man auf dem Lande mal nicht anders, die Viehknechte schlafen überall in den Ställen. Das Vieh muß doch nachts unter Aufsicht sein.“

„Aber warum müssen sie denn da schlafen? Onkelchen, möchtest Du da schlafen? Vrr!“ Sie schüttelte sich.

„Na, ich bin doch auch kein Viehknecht.“ Er machte ein empörtes Gesicht.

„Es muß schrecklich sein, im Stall zu schlafen.“ Else kam gar nicht wieder los von der Vorstellung. „Pfui, da sind doch Motten und Mäuse, und frische Luft kann man gar nicht reinlassen; wie läßt denn Du da frische Luft rein, Onkelchen?“

Aber der Gutsbesitzer stampfte mit dem Fuß auf, wie jähler Kerger malte es sich in seinem Gesicht: „Eise, was soll denn das heißen? Laß doch die unnütze Fragerei! Als ob die Kerls nach frischer Luft fragen — für die ist Dreck gerade gut, und wenn es gar keine frische Luft hat. — Was geht denn Dich das an, heh?“ . . .

— **Japanische Zwergbäume.** Die Japaner verstehen es, den Bäumen durch Zucht, Biegen und Sämeiden die sonderbarsten Formen zu geben; das merkwürdigste ist die Kunst, Bäume im Wachstum zurückzuhalten und zu verküppeln. Vor einigen Tagen fand in London eine Versteigerung solcher Gewächse statt. Da konnte man eine Farnepflanze sehen, die ganz die Form eines Balles aufwies; eine andre war zu einem Ring gebildet, eine dritte stellte einen Affen dar. Letztere Pflanze fand nicht viel Beifall und ging für vier Schilling ab. Ein verzweigter Wachholderbaum, 85 Jahre alt, 53 Centimeter hoch, erzielte 50 Schilling. Ein Paar Lärchen, deren eine die Gestalt eines Fächers,

die andre die einer Saftflasche aufwies, erreichte nur 10 Schilling. Eine Anzahl Miniaturcederbäume fanden mehr Anklang. Es befanden sich prächtige Exemplare darunter. Ein Bäumchen, 120 Jahre alt, 60 Centimeter hoch, erreichte 14 Guineen (308 M.). 10 Guineen (220 M.) erzielte ein „Ahorn auf Stelzen“. Einzelne Zweige hatten rote, andre grüne Blätter; der Baum stand auf vier Wurzeln, die 25 Centimeter aus dem Topf hervortraten. Einige Lärchen, welche die beliebte Form einer chinesischen Pflanze aufwiesen, wurden für 4 Pf. Sterl. zugeschlagen, andre, die einen Storch darstellten, für 2 Pf. Sterl. Zwei weitere Zwergcedern gingen für je 11 Guineen (242 M.) ab. —

**Aus dem Tierreiche.**

— Die Zwergzikade ist im Osten Deutschlands wieder aufgetreten und richtet namentlich im Kreise Pr.-Pommern Verheerungen an. Die Tiere, die jahrelang in Wäldern mit Graswuchs in mäßiger Anzahl leben und daher keinen merklichen Schaden anrichten, vermehren sich in trocknen Jahren so ungemein rasch, daß sie bald aus Mangel an Nahrung gezwungen sind, ihren Wohnsitz zu verlassen und milltonenweise die Sommerung, namentlich Hafer und Gerste, überfallen. Die Zwergzikade ist 3 bis 5 Millimeter lang, schwarz, springt bei der geringsten Störung bis 1/2 Meter hoch. Mit den kleinen Saugorganen saugen sie die Säfte der Pflanzen aus, die hierauf eine gelbe bis gelblichbraune Farbe annehmen. Sie fallen in das Getreidefeld von einer Seite hinein, alles vor sich her vernichtend. Das vernichtende Fortschreiten der Tiere geschieht so schnell, daß sie täglich mehr als eine Aute breit zerstörte Saat hinter sich zu lassen vermögen. Die Vermehrung geht sehr rasch vor sich, da die Weibchen zahlreiche Eier legen, aus denen schon nach wenigen Tagen Junge anschlüpfen. Eine Beobachtung, welche dem Grandenzer „Geselligen“ mitgeteilt wird, lautet: „Im Jahre 1892 kam in der Nähe von Berlin auf Ketzig im Kreise Storkow-Weeslow das jetzt vielbesprochene Insekt auf einem Haferschlag vor, und zwar fingen die Tierchen längs des Roggenfeldes an, woran das Haferfeld grenzte, die Pflanzen zu vernichten. Ich habe es mit Kalkmilch versucht und habe auch mein Haferfeld vor weiterer Vernichtung bewahrt. Von dem befallenen Teil nahm ich einen Abstand von ungefähr vier Muten, besaß mit einer Gießkanne die noch gesunden Pflanzen und ging so Strich bei Strich nach dem vernichteten Teil zu und drängte dadurch auch das Insekt auf die schon vernichteten Pflanzen zurück. Das Haferfeld blieb vor weiterer Vernichtung verschont, auch habe ich im nächsten Jahre auf der Nachfrucht nichts von den Schädlingen gespürt, trotzdem ich wieder Hafer und Gerste auf den Schlag säte.“ —

**Aus der Pflanzenwelt.**

Ik. Wiesengräser. Zu den Anlagen der Großstädte bilden die kurzgehorenen Grasflächen jetzt sammetartige, prächtige grüne Flächen, im Freien aber schießen die Gräser jetzt „in die Höhe“. Denn der Juni ist der Gräsermonat par excellence, in dem die meisten unserer heimischen Grasarten zur Entfaltung gelangen. So unscheinbar der Mangel farbiger Blumenblätter für farbenfrohe Beschauer die Blüten der Gräser auch erscheinen lassen mag, so wird bei näherer Betrachtung doch vieles durch die zum Teil außerordentlich zierlichen Formen der Blütenährchen und ihrer Stüppierung ausgeglichen. In einfache cylindrische Walzen zusammengedrängt sind die dichten Blütenstände des Wiesen-Fuchsschwanzes und des Liechgrases; hunderte von Aehren finden sich hier auf engstem Raum. Weit weniger dicht, aber immer noch recht gedrängt, sind die Rispen des Ruchgrases, das keiner Wiese fehlt und dessen nach Aumarin duftender und auch beim Waldmeister vertretener Geruch jedermann wenigstens vom Heu her bekannt ist. Ledere Rispen besitzen die artenreichen Geschlechter der Fespen, Schmielen und die Schwingelgräser. Reizend sind die herzförmigen, an langen dünnen Stielen hangelnden Aehren des Bittergrases, das an Felsigkeit kaum von einem andern Gras übertroffen wird. Wieder eine andre Art, das Honiggras, ist über und über sammetweich behaart, und da es an Wiesenrändern kaum jemals fehlt, so ist es leicht kenntlich. Nicht weniger leicht erkennt man das sogenannte Aniangras daran, daß die Aehren in eine Anzahl dicker, gestiefter Knäulchen zusammengedrängt sind. Als lästiges Unkraut gilt auf Aedern der Windhalm, gegen den Anblick seiner wunderbaren Rispen mit zahllosen, dünnen, langbegrannten Aehren ist aber vom Schönheitsstandpunkte aus nicht das mindeste einzuwenden! Da wir gerade am Ader stehen, so geben wir noch des weitverbreiteten Unkrauts, der Quecke, die an ihren im botanischen Sinne „echten“ Aehren zu erkennen ist, die sie mit unserm Brotgetreide teilt. So kommen wir zu Roggen, Weizen und Gerste und sehen, daß es das unscheinbare Grasgeschlecht ist, das der Menschheit die wichtigsten Kulturpflanzen geschenkt hat. Das soll uns aber nicht hindern, uns der herrlichen Rosen zu freuen, die ebenfalls im Juni in Flor stehen.

**Geologisches.**

— Der Ursprung der schwefelhaltigen Thermalwässer war bisher noch unbekannt. Sie steigen aus tiefen Erdschichten empor, die die Materialien dafür nicht zu enthalten scheinen; die Wässer finden keinen löslichen Schwefel in den Schichten, aus denen sie aufsteigen. Wohl sind viele Hypothesen zur Erklärung aufgestellt worden, aber keine, die befriedigend wäre. Auch Armand Gautier hat sich seit Jahren mit diesem Problem beschäftigt und hat

um beim Studium der Wirkung der Wärme auf alte Gesteine den Mechanismus aufgefunden, welcher die schwefelhaltigen Thermalwässer entstehen läßt.

Wenn man Granitpulver auf 250 Grad bis 300 Grad mit dem gleichen Gewicht Wasser in verschlossenen Röhren erhitzt, nachdem man diese sorgfältig luftfrei gemacht hat, so erhält man ein wirkliches künstliches Schwefelwasser. Seine Alkalinität, sein Geruch nach Laugen und gelochten Eiern, die Anwesenheit von Schwefelnatrium neben einer sehr minimalen Menge von Schwefelkalium, von diversen andern Salzen, von ein wenig Kohlenäure und Stickstoffgas, gestatten seine vollständige Identifizierung mit den natürlichen, schwefelhaltigen Thermo-Mineralwässern.

Wie der Granit verhielten sich alle eruptiven Gesteine, wenn sie mit Wasser bei 250 bis 300 Grad behandelt wurden. Die Stoffe, welche die Quelle der schwefelhaltigen Thermalwässer bilden, kommen auch in den Produkten der Hochofen, in Eisenschlacken, im Hauhn, Lapis und Ultramarin vor. Alle diese natürlichen und künstlichen Silicatverbindungen geben mit überhitztem Wasser einen Teil ihres Schwefels als Schwefelwasserstoff ab. Wir halten es deshalb für sehr naheliegend, daß sich bald eine Industrie künstlicher Schwefelwässer entwickelt, wie wir ja heute die meisten Säuerlinge nachmachen können. —

**Humoristisches.**

— Uebertrumpft. Cirkusdirektor: „Ich hab' einen Kraftmenschen — ein ganz kleiner Kerl — der wirft den größten und schwersten Mann um!“

Theaterdirektor: „Das ist noch gar nichts! Ich hab' einen ersten Tenoristen — auch ein kleiner Kerl — der wirft die größte und schwerste Oper um!“ —

— Ironie des Schicksals. Emilie: „Warum der tiefe Seufzer, Paula?“

Paula: „Ach denke Dir nur, vor einigen Jahren hat mir der Medeaer Sämierle seine Gedichte verehrt! Hundertmal hab' ich ihm versichert, daß ich sie mit großem Vergnügen wieder und wieder gelesen; gestern aber hab' ich das Buch zum erstenmal in die Hand genommen, und was finde ich gleich zwischen dem zweiten und dritten Blatt? ... Einen Heiratsantrag von ihm. ... Und letzten Sonntag hat er sich mit einer andern verlobt!“ —

— Kleines Mißverständnis. Gatte: „Denk Dir, liebes Kind, ich habe den Gipfel meines Strebens erreicht — ich bin Bürgermeister geworden!“

Gattin (sehr schwerhörig): „Bei der Sieh'?!“ —  
(„Krieg. Bl.“)

**Notizen.**

— Eine Anzahl schlesischer Schriftsteller erläßt einen Aufruf, um eine Centralstelle für schlesische Heimatskunst zu schaffen. Beabsichtigt ist die Herausgabe einer Monatschrift für schlesische Litteratur und Volkskunde: „Die Schläsing“, eines „Schlesischen Festes“ bei der „Deutschen Zeitschrift“ und eines „Schlesischen Dichterbuches“. —

— Die Stoffsammlung für den von der Berliner Akademie der Wissenschaften unternommenen Thesaurus linguas latinae („Wortschatz der lateinischen Sprache“) ist im wesentlichen abgeschlossen. Wenn auch noch eine fortwährende Nachlese neuen Materials beabsichtigt ist, so hat die Ausarbeitung der einzelnen Artikel doch bereits begonnen. —

— Der durch die Rodensteine wieder bekannt gewordene Odenwald-Ort Reichelsheim will Joseph Schöffel ein Denkmal errichten. —

— Im Dresdener Schauspielhaus gelangte am Freitag das dreiaktige Schauspiel „Mutter Landstraße“ von Wilhelm Schmidt, einem Grazer Studenten, zur ersten Aufführung. Es fand Beifall. —

— Das Meßthaler-Ensemble im Neuen Theater wird Fedorow's Schauspiel „Lebenshunger“ und Frank Wedekind's „Marquis von Keith“ zur Aufführung bringen. —

— Ernst Müller, bisher erster Komiker des Stadttheaters in Leipzig, ist auf zehn Jahre für das Berliner Schauspielhaus verpflichtet worden. —

— Von der Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie werden zwei illustrierte Veröffentlichungen vorbereitet, die bei Ernst Wasmuth in Berlin und bei Alexander Koch in Darmstadt erscheinen werden. —

— Für die Mitwirkung bei der Herausgabe eines internationalen Katalogs der Naturwissenschaften ist eine besondere deutsche Geschäftsstelle unter dem Titel „Deutsches Bureau der internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften“ in Berlin errichtet worden. —

— Die neue Expedition zur Erforschung Alaskas, die von dem geologischen Vermessungs-Institut der Vereinigten Staaten ausgerüstet wurde, ist nach dem „Globe“ bereits aufgebrochen. Sie dringt von der Südküste ins Innere vor und wird sich nächster in drei Gesellschaften teilen, von denen eine die Nordküste am Eismeer vermessen, die andre die Nachbarschaft der Koyukue-Bai, die dritte das Thal des Kupferflusses erforschen soll. —